

Stockholms universitet
Institutionen för baltiska språk, finska och tyska
Avdelningen för tyska

**Individuum versus Gesellschaft.
Die Funktionen des Erzählers in Goethes *Werther*.**

Karin Bloom

Examensarbete för kandidatexamen
15 högskolepoäng
Brigitte Kaute
4/2 2009

1. Einleitung	3
1.1. Fragestellung und Methode	4
2. Narratologie	4
2.1. Erzählperson	5
2.2. Erzählebenen	5
2.3. Funktionen des Erzählers	6
3. Die Erzähler in <i>Werther</i>	7
3.1. Der Herausgeber	7
3.2. Werther	8
3.3. Bruch in der Erzählperson	10
4. Erzählfunktionen in <i>Werther</i>	11
4.1. Die kommunikative Funktion	11
4.2. Die Regiefunktion	13
4.3. Die Beglaubigungsfunktion	14
4.4. Die ideologische Funktion	15
4.4.1. Das Individuum in der Gesellschaft	16
4.4.2. Distanz vs. Integration	18
4.4.2.1. Werther als Künstler	20
4.4.3. Natur	23
4.4.3.1. Kinder	24
5. Der Herausgeber	25
5.1. Die kommunikative Funktion des Herausgebers	26
5.2. Die Regiefunktion des Herausgebers	27
5.3. Die Beglaubigungsfunktion des Herausgebers	27
5.4. Die ideologische Funktion des Herausgebers	29
6. Deutung	32
Literaturverzeichnis	35

1. Einleitung

Als das bedeutendste Werk der Epoche des Sturm und Drang ist Johann Wolfgang Goethes im Jahre 1774 erschienener Briefroman *Die Leiden des jungen Werther*¹ zum Objekt vielfältiger Analysen geworden. Da der Roman nicht nur in Deutschland sondern auch im übrigen Europa Erfolg hatte, haben Literaturwissenschaftler verschiedener Nationalität sich mit der Geschichte des armen Werthers beschäftigt. Das Tabu des Selbstmordes sowie die Darstellung der Natur und die religiöse Dimension sind einige Themen, die in der Rezeption des Romans behandelt worden sind. Ich möchte das Thema Individuum vs. Gesellschaft aus einer narrativen Perspektive behandeln.

Werther wird von einem anonymen Herausgeber, der Werthers Briefe gesucht und gesammelt hat und nun in einer Sammlung präsentiert, eingeleitet. Derselbe Herausgeber beendet auch den Roman mit einem Bericht über die letzten Tage in Werthers Leben. Aber der größte Teil des Romans besteht aus den Briefen, die Werther an seinen Freund Wilhelm schreibt. Die Ereignisse erstrecken sich über etwa ein Jahr und sieben Monate, vom 4. Mai 1771 bis zum 23. Dezember 1772.

Protagonist des Romans ist, wie der Titel andeutet, ein junger Mann namens Werther. Er ist von bürgerlicher Standeszugehörigkeit und Sohn einer vermögenden Familie und braucht deswegen nicht zu arbeiten. Am Anfang der Geschichte zieht er in einen kleinen Ort, Wahlheim, um seiner Mutter mit einer Erbschaftsfrage zu helfen. Dort lernt er einen Amtmann, den Amtmann S., kennen, mit dessen Tochter, Charlotte S., er später auf einem Ball bekannt wird und in die er sich verliebt, obwohl man ihm schon früher gesagt hat, dass sie verlobt ist.

Werthers Liebe zu Lotte wird immer stärker, bis zum Tag, an dem er einsieht, dass er weg muss, um Abstand zu Lotte zu gewinnen. Er zieht in einen anderen Ort und beginnt, für einen Gesandten zu arbeiten. Weil er sich dort nicht wohl fühlt, verlässt er die Arbeit und fährt in seinen Geburtsort. Nach kurzem Aufenthalt kehrt er nach Wahlheim zurück, wo er erfährt, dass Lotte und Albert inzwischen geheiratet haben.

Wegen der unglücklichen Liebe zu Lotte versinkt er immer tiefer in einen hoffnungslosen Zustand und beschließt, Selbstmord zu begehen. Am 23. Dezember beendet er sein Leben mit einem Schuss in die Stirn.

¹ Von nun an *Werther*. In diesem Aufsatz wird die zweite Fassung des Romans, die im Jahre 1787 erschien, benutzt.

Sehr wichtig und grundlegend für die Organisation des Textes ist es, dass die Briefe Werthers nicht nur die tatsächliche Geschichte behandeln, sondern auch voll von Werthers Reflexionen und Gedanken, über die Erlebnisse aber auch über seine Weltanschauung im Allgemeinen, sind.

1.1. Fragestellung und Methode

Im Roman wird Kritik an der damaligen Gesellschaft geübt. Das heißt, Werther spricht eine gewisse Ideologie aus, sein Idealbild vom Individuum und von der Gesellschaft. Weil ich meine, dass dies ein durchgehendes Thema des Romans ist, möchte ich untersuchen, wie es von den Erzählern behandelt wird. Deswegen möchte ich eine narrative Analyse der verschiedenen Funktionen des Erzählers, nach der Theorie von Gérard Genette, benutzen und dadurch werde ich versuchen, mich diesen Begriffen zu nähern und meine These herzuleiten. Dabei möchte ich untersuchen, wie sie bei den Erzählfunktionen (vor allem die ideologische Funktion) deutlich gemacht werden, das heißt, *welche Wertvorstellungen in Bezug auf das Individuum und die Gesellschaft kann man in den Erzählfunktionen finden und wie äußern sie sich?* Meine Hypothese lautet, dass die zentrale Wertvorstellung im Roman der Begriff von Freiheit, oder, genauer gesagt, die Freiheit des einzelnen Individuums, ist und das hier besonders hervortretend die Dichotomie *Individuum versus Gesellschaft* ist. Wie üblich organisieren sich auch andere Dichotomien um diese erste und zentrale Dichotomie, wie Kinder vs. Erwachsene und Natur vs. Zivilisation.

Bei einer solchen Analyse ist es wichtig, eine klare Trennung zwischen dem tatsächlichen Erzählen der Geschichte und der Reflexion über die erzählte Geschichte (und natürlich auch die Reflexion die nicht unbedingt die Geschichte betrifft) zu machen. Für eine Erläuterung dieses Arguments siehe die Kapitel *Funktionen des Erzählers* und *Die ideologische Funktion*.

2. Narratologie

Für meine Analyse gehe ich also von der Theorie Gérard Genettes aus. Seine Theorie zum Erzähler und dessen Funktionen wird in *Discours du récit (Die Erzählung)* vorgeführt und bildet die literaturtheoretische Basis dieser Arbeit. Im Folgenden werde ich die

„Werkzeuge“, mit denen wir den Erzähler und dessen Funktionen identifizieren können, präsentieren.

2.1. Erzählperson

Jeder Erzähler hat ein Verhältnis zur Diegese (der erzählten Welt). Der Erzähler kann sich in der Geschichte, die er erzählt, befinden, kann aber auch außerhalb der Geschichte stehen. Ein in der Geschichte anwesender Erzähler wird homodiegetisch genannt und ein abwesender Erzähler wird, folglich, heterodiegetisch genannt. Aber, wie es von Genette ausgedrückt wird: „Die Abwesenheit ist absolut, die Anwesenheit hat ihre Grade“ (Genette 1998: 175). Das heißt, der homodiegetische Erzähler kann der Held der Geschichte sein und wäre dann autodiegetisch, aber er kann auch eine Nebenfigur der Geschichte sein.

Ein autodiegetischer Erzähler, der in der ersten Person erzählt, umfasst ein erzählendes Ich und ein erzähltes, oder erlebendes, Ich.² Diese Begriffe sind für meine Analyse von *Werther* als Erzähler besonders interessant, denn hier könnte man sich die Frage stellen, was für ein Verhältnis zwischen erzählendem und reflektierendem Ich und erzähltem Ich vorliegt (siehe Kap. *Die Beglaubigungsfunktion* und *Die ideologische Funktion*).

2.2. Erzählebenen

Das Erzählen kann auf verschiedenen diegetischen Ebenen statthaben, der extradiegetischen und der intradiegetischen Ebene. Ein extradiegetischer Erzähler befindet sich auf der ersten Ebene der Erzählung und wendet sich an den extradiegetischen narrativen Adressaten. Sollte es eine Art Binnenerzählung geben, würde sie einen intradiegetischen Erzähler haben, der sich zum intradiegetischen narrativen Adressaten wendet. Das vielleicht beste Beispiel dessen, dieses Konzept deutlich zu machen, ist *Tausendundeine Nacht*, in dem eine Geschichte erzählt wird (erste und damit extradiegetische Ebene), in der Scheherazade viele anderen Geschichten erzählt (zweite und damit intradiegetische Ebene). Später werden wir sehen, wie wir diese Theorie auf den *Werther* übertragen können.

² Nach der Definition von Leo Spitzer (1887-1960), österreichischem Romanisten, Linguisten und Literaturtheoretiker (Gumbrecht 2002: 72 f.)

2.3. Funktionen des Erzählers

Um den Erzähler besser identifizieren zu können, ist es auch wichtig zu sehen, welche Funktionen er ausfüllt. Genette stellt hier fünf verschiedene Funktionen vor (vgl. Genette 1998: 183 f.).

- Die erste Funktion ist für jeden Erzähler unvermeidlich, nämlich die, eine Geschichte zu erzählen. Diese Funktion wird narrativ genannt. Ohne die narrative Funktion verliert der Erzähler seinen Status als, eben, Erzähler.
- Die zweite Funktion wird Regiefunktion genannt und ist eine Art metanarrative Funktion. Mit dieser Funktion verweist der Erzähler auf den eigenen Text, zum Beispiel mit Kommentaren zur Organisation des Textes.
- Die kommunikative Funktion ist der dritte Aspekt der Funktionen. Bei dieser geht es um das Verhältnis zwischen Erzähler und narrativem Adressaten und wie der Erzähler mit dem narrativen Adressaten kommuniziert und Kontakt etabliert und unterhält.
- Mit der vierten Funktion wird das Verhältnis des Erzählers zur Geschichte, die er erzählt, vorgestellt. Ein solches Verhältnis kann emotional, moralisch, distanziert usw. sein. Diese Funktion nennt Genette Beglaubigungsfunktion.
- Die fünfte und letzte Funktion ist die ideologische Funktion. Hier kann der heterodiegetische und allwissende Erzähler, expliziter oder impliziter Weise, auktoriale und didaktische, erklärende oder rechtfertigende Kommentare usw. zur Geschichte äußern. Aber es gibt auch Fälle, in denen ein homodiegetischer Erzähler die eigene Geschichte kommentieren kann. So wäre es zum Beispiel im Fall eines Erzählers, der von seinem jüngeren Ich erzählt, auf sein Leben zurückblickt und sein junges Ich kommentiert (*ibidem*: 181). Oder ein Erzähler, der die eigene Geschichte erzählt und gleichzeitig über dieselbe Geschichte reflektiert. Hier muss man also aufpassen, das Erzählen von der Reflexion zu trennen.

Von diesen fünf Funktionen ist die erste die, die kein Erzähler vermeiden kann. Es muss auch betont werden, dass keine scharfen Grenzen zwischen den Funktionen vorliegen. Keine

Funktion ist vom Einfluss der anderen frei, was wir zum Beispiel bei der kommunikativen resp. Regiefunktion (siehe unten) sehen werden.

Die erste Funktion unterscheidet sich von den anderen nicht nur in ihrer ‚Unvermeidlichkeit‘, sondern auch in ihrer Definition. Die erste Funktion, wie wir schon wissen, wird von Genette als *narrativ* definiert, während die anderen vier Funktionen als *extra-narrativ* definiert werden (Genette 1998: 183 f.). Nur durch die erste Funktion wird die *histoire* (der Inhalt) vermittelt, alle gehören aber der *discours* (die Darstellung des Inhalts).³

Das einfache Erzählen der Geschichte ist die narrative Funktion, während die Reflexionen über die erzählte Geschichte zu den extra-narrativen Funktionen gehören. In dieser Arbeit ist der Inhalt der Geschichte von geringer Bedeutung, was uns hier am meisten interessiert, ist, wie der Erzähler über diesen Inhalt (der Erzähler darf natürlich nicht nur über die tatsächlichen Ereignissen der Geschichte reflektieren, sondern auch über andere Fragen im Allgemeinen) reflektiert und was für Reflexionen er macht. Folglich sind die vier extra-narrativen Funktionen der Gegenstand der folgenden Analyse.

3. Die Erzähler in *Werther*

Bevor wir uns die Funktionen des Erzählers näher ansehen, ist es erst notwendig, sich zunächst drei Fragen zu stellen. Die erste und grundlegende Frage zu beantworten ist, ist welche Erzähler es im Roman gibt. Danach müssen wir uns fragen, welches ihr Verhältnis zur Diegese ist. Und letztens liegt es auch in unserem Interesse, auf welcher Erzählebene sie sich befinden zu untersuchen. Meine Verwendung des Plurals lässt verstehen, dass es im *Werther* mehr als einen Erzähler gibt.

3.1. Der Herausgeber

Fangen wir mit der ersten *fiktiven* Figur, die sich äußert, an, finden wir den Herausgeber:

Was ich von der Geschichte des armen Werther nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt und lege es euch hier vor, und weiß, dass ihr mir's danken werdet. Ihr könnt seinem Geiste und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksale eure Tränen nicht versagen. (*Werther*: 3)

³ Weil dies kein Aufsatz über das Verhältnis zwischen *histoire* und *discours* ist, habe ich vorgezogen, die Termini von Todorov zu benutzen (dieselben Begriffe werden auch von Seymour Chatman benutzt, *story* und *discourse*). Genette stellt hier eigentlich eine triadische Figur, mit den Begriffen *histoire* (der narrative Inhalt), *récit* (der narrative Text) und *narration* (der narrative Akt).

Vom obigen Zitat verstehen wir, dass der Herausgeber Material (dass es Briefe sind, wird nicht erwähnt) über Werthers Leben gesammelt hat und dass er Werthers Geschichte nicht erzählt, sondern sie dem Leser nur vorlegt. Er bestätigt also selber seine Funktion als Herausgeber.

Wenn wir uns nur auf die Erzählebene konzentrieren, könnte man es aber so interpretieren, dass der Herausgeber ein extradiegetischer Erzähler ist, der erzählt, dass Werther eine Geschichte erzählt. Die Erzählung des Herausgebers wäre dann eine Art Rahmenerzählung und die Erzählung Werthers wäre eine Art Binnenerzählung. Folglich wäre dann Werther als ein intradiegetischer Erzähler zu bezeichnen.

Die Sache ist aber komplizierter. Wer der Theorie von Genette bis aufs I-Tüpfelchen folgen will, sieht bald, dass er den fiktiven Herausgebern keinen Raum auf den Erzählebenen lässt. Sie sammeln und publizieren nur Texte und sind also aus Genettes Theorie ausgeschlossen. Ein Herausgeber kann also nie ein Erzähler sein und damit scheitert auch die Hypothese vom fiktiven Herausgeber in *Werther* als extradiegetischem Erzähler.

3.2. Werther

Lassen wir also den Herausgeber augenblicklich beiseite, bleibt zunächst nur Werther, der die Rolle als Erzähler auf sich nehmen kann. Aber, wie im Fall des Herausgebers, liegt auch hier eine komplizierte Fragestellung vor.

Werther schreibt seine Briefe an seinen Freund Wilhelm (einige Briefe sind auch an Lotte und Albert geschrieben), der der fiktive narrative Adressat ist. Kommen wir auf die Erzählebenen zurück, sehen wir bald, dass wir, die realen Adressaten, uns nicht auf derselben Ebene wie Wilhelm befinden. Wir befinden uns auf der extradiegetischen Ebene und Wilhelm befindet sich auf der intradiegetischen Ebene, das heißt, er ist der intradiegetische narrative Adressat.

Folgen wir dann Genette, sehen wir aber das indiskutable Verhältnis zwischen den Erzählebenen und den narrativen Adressaten, das heißt, der narrative Adressat „befindet sich notwendigerweise auf derselben diegetischen Ebene wie [der Erzähler]“ (Genette 1998: 186) (siehe auch Kap. *Erzählebenen*).⁴ Das heißt, ist Wilhelm der intradiegetische narrative

⁴ Das Verhältnis zwischen Erzähler und narrativem Adressaten wird von Genette, im Abschnitt *Neuer Diskurs der Erzählung*, noch einmal verdeutlicht: „Mit anderen Worten, was der Erzähler zu seinem extradiegetischen

Adressat, dann ist Werther der intradiegetische Erzähler. Hier geraten wir in Schwierigkeiten. Denn steht Werther auf der intradiegetischen Ebene, dann muss es auch jemanden geben, der auf der extradiegetischen Ebene steht und das haben wir gerade beim Herausgeber ausgeschlossen.

Es verhält sich aber so, dass Wilhelm ein stummer Empfänger ist, was uns hilft, uns ihm und seiner diegetischen Ebene ein wenig zu nähern:

Während uns also die Existenz eines intradiegetischen narrativen Adressaten auf Distanz hält, weil dieser immer zwischen den Erzähler und uns tritt [...], ist es für uns, die realen Leser, um so leichter, besser gesagt geradezu unvermeidlich, uns mit der virtuellen Rezeptionsinstanz zu identifizieren bzw. sie auszufüllen, je transparenter diese ist und je stillschweigender sie in der Erzählung evoziert wird. (Genette 1998: 187)

Wenn wir uns aber nicht nur nähern, sondern die Erzählebene und den narrativen Adressaten tatsächlich klassifizieren wollen, dann müssen wir, bei einem solchen Briefroman wie *Werther*, vom vorgeschlagenen Klassifizierungssystem von Genette absehen. Genette unterstreicht hier, mit u.a. Goethe und seinem *Werther* als Beispiel, dass ein extradiegetischer Erzähler sich nicht notwendig an das reale Publikum wenden muss:

Aber nicht jede extradiegetische Erzählung gibt sich unbedingt als literarisches Werk aus, und ihr Protagonist [muss] nicht unbedingt ein Autor-Erzähler sein, der sich wie der Marquis de Renoncour an ein Publikum wendet, das ausdrücklich als solches bezeichnet wird. Ein Roman in Tagebuchform [...] hat im Prinzip keinerlei Publikum, ja eigentlich überhaupt keinen Leser im Blick, und entsprechendes gilt für den Briefroman, mag er nur einen einzigen Briefschreiber aufweisen wie in *Pamela*, *Werther* oder *Oberman*, oder mehrere wie in der *Nouvelle Héloïse* oder den *Liaisons dangereuses*: Bernanos, Gide, Richardson, Goethe, Senancour, Rousseau oder Laclous treten hier als bloße „Herausgeber“ auf, und die fiktiven Autoren dieser Tagebücher oder Briefe betrachten sich offenkundig [...] nicht als „Autoren“. (*ibidem*: 164)

Also können wir den Schluss ziehen, dass Werther auf der extradiegetischen Ebene steht. Die Erzählidentität Werthers, wenn wir auch sein Verhältnis zur Diegese in Betracht ziehen, könnte man in der folgenden Tabelle (*ibidem*: 178) präsentieren:

Erzählebene	Extradiegetisch	Intradiegetisch
Verhältnis zur Diegese		
Heterodiegetisch		

Adressaten sagt, kann der reale Leser unmittelbar *auf sich beziehen*, während er sich (in diesem Sinne) nie mit dem intradiegetischen Adressaten identifizieren kann, der letztlich nur eine *Figur* wie die anderen auch ist“ (Genette 1998: 280).

Homodiegetisch	Werther	
----------------	---------	--

Dass Werther ein extradiegetischer Erzähler ist, ist nicht selbstverständlich.⁵ Dass er homodiegetisch ist, ist außer Zweifel, denn er befindet sich innen der Geschichte, die er erzählt. Wir können auch hinzufügen, dass er nicht nur homodiegetisch ist, sondern auch autodiegetisch ist, er ist ja der ‚Held‘ seiner Geschichte.

3.3. Bruch in der Erzählperson

Wir können den Herausgeber aber noch nicht verlassen, denn im zweiten Buch (*Der Herausgeber an den Leser*) kommt er wieder zurück und erzählt nun selber von den letzten Tagen in Werthers Leben. Er hat also seine Rolle als Herausgeber (oder Sammler von Briefen) verlassen und ist in die Rolle als Erzähler hineingetreten. Hier müssen wir uns fragen, wie wir diesen Eintritt in die Erzählung nennen sollen. In seinen eigenen Worten können wir die Antwort finden:

Wie sehr wünscht' ich, dass uns von den letzten merkwürdigen Tagen unsers Freundes so viel eigenhändige Zeugnisse übrig geblieben wären, dass ich nicht nötig hätte, die Folge seiner hinterlassenen Briefe durch *Erzählung zu unterbrechen*.
(*Werther*: 114, meine Hervorhebung)

Seine Unterbrechung von Werthers Erzählung könnte man einen Bruch in der Erzählperson nennen. Mit dieser Unterbrechung von Werthers Erzählen fängt also der Herausgeber zu erzählen an. Man kann hier auch feststellen, dass die Unterbrechung des Herausgebers im zweiten Buch zwar einen Wechsel in der Erzählperson vorstellt, aber keinen Wechsel der Erzählebenen, denn es ist immer dieselbe Geschichte, die über Werther, von der erzählt wird. Deswegen würde ich hier den Herausgeber auf dieselbe Ebene wie Werther stellen, nämlich die extradiegetische. Überdies, haben wir hier tatsächlich einen extradiegetischen Erzähler, der sich an den extradiegetischen Adressaten wendet, nämlich an uns, die realen Leser.

⁵ Die Klassifizierung von Werther als extradiegetischem Erzähler, haben wir gesehen, kann diskutiert werden (dass er homodiegetisch ist, bereitet keine Zweifel). Die Theorie von Genette zeigt, in diesem Fall, keine hieb- und stichfeste Lösung. Als Beispiel dafür können Matias Martinez und Michael Scheffel, Verfasser der *Einführung in die Erzähltheorie* (1999), erwähnt werden, die Werther als intradiegetisch klassifizieren: „Im Vergleich zu Klopstocks *Messias* arbeitet Goethes Briefroman mit der komplexeren Fiktion eines intradiegetisch-homodiegetischen Erzählers und eines Herausgebers, der schließlich seinerseits [...] zum extradiegetisch-heterodiegetischen Erzähler wird“ (Martinez & Scheffel 1999: 86).

4. Erzählfunktionen in Werther

Bei einer näheren Analyse der Erzählfunktionen des extradiegetisch-homodiegetischen Erzählers Werther werde ich untersuchen, welche Erzählfunktionen ausgefüllt sind und danach hoffe ich herauszufinden, welche Wertvorstellungen bezüglich des Individuums und der Gesellschaft, in solchen Funktionen deutlich sind.

Die erste Funktion, die grundlegende narrative, ist bei Werther (wie bei allen Erzählern) anwesend, denn es steht ohne Zweifel, dass hier eine Geschichte erzählt wird. Deswegen fange ich direkt mit der kommunikativen Funktion an.

4.1. Die kommunikative Funktion

Die kommunikative Funktion ist in diesem Roman besonders interessant, weil es sich bei *Werther* um einen Briefroman handelt. Der narrative Adressat, an den Werther sich in seinen Briefen wendet, ist sein Freund Wilhelm, der fiktive Leser. Weil wir aber nicht von den Briefen Wilhelms Kenntnis nehmen, gibt es keinen Dialog, sondern nur einen Monolog. In solchen Fällen spricht man eher, wie auch von Genette (1998: 164) unter Verweis auf Jean Rousset, betont wird, von einem als Korrespondenz verkleideten Tagebuch. Aber, auch wenn unser Roman den *Effekt* eines Tagebuchs hat, dürfen wir nicht vergessen, dass er die äußere Form eines Briefromans hat. Es gibt tatsächlich einen Leser, stumm, jedoch anwesend.

Hier möchte ich aber untersuchen, wie sehr Werther eigentlich mit Wilhelm kommuniziert und inwiefern er sich darum bemüht, ihn zum „Gespräch“ einzuladen. Der Roman besteht aus 91 Briefen (von denen drei an Lotte gerichtet) und in fast allen Briefen wird Wilhelm angesprochen. Damit können wir also feststellen, dass die kommunikative Funktion erfüllt ist und, dass sie auch ziemlich frequent ist. Interessant ist aber, wie Wilhelm angesprochen wird. Sein Name wird meistens im Vorübergehen erwähnt, das heißt, er ist nie der Protagonist der Briefe, das ist immer Werther. Am Anfang des ersten Buchs werden einige praktische Angelegenheiten besprochen, durch Aufforderungen:

Du bist so gut, meiner Mutter zu sagen, dass ich ihr Geschäft bestens betreiben und ihr eh'stens Nachricht davon geben werde. [...] Kurz, ich mag jetzt nichts davon schreiben, sage meiner Mutter, es werde alles gut gehen. (*Werther*: 6)

und Wünsche:

Du fragst, ob du mir meine Bücher schicken sollst? – Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, lass mir sie vom Halse! (*Werther*: 9)

Danach wird Wilhelms Anwesenheit mit Eigennamen, Personalpronomina und rethorischen Fragen markiert:

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein Schwert durchs Herz. [...] Das alles, *Wilhelm*, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahren Teilnahme – ich war zerstört, und bin noch wütend in mir. (*ibidem*: 85, meine Hervorhebung).

Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen und die frischen muntern Wangen meine ganze Seele anzogen! wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz versunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen sie sich ausdrückte! – davon hast *du* eine Vorstellung, weil *du* mich kennst. (*ibidem*: 25, meine Hervorhebung)

Wilhelm, was ist unserem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberalaterne ist ohne Licht! [...] Bewahre dich Gott, dass du darüber lachest. Wilhelm, sind das Phantome, wenn es uns wohl ist? (*ibidem*: 45 f.)

Die kurzen Anreden an Wilhelm sind Versuche, Kontakt mit Wilhelm, in den sonst so egozentrischen Briefen, zu erreichen. Aber, wie die obigen Zitate verstehen lassen, ist die kommunikative Funktion bei Werther rein formal. In den obigen Zitaten gibt es eine kommunikative Funktion (Wilhelm wird ja tatsächlich angesprochen) aber keinen kommunikativen Akt. Das heißt, es ist eigentlich egal, ob es „Wilhelm“ oder „du“ in den Briefen steht oder nicht. Die Anrede an Wilhelm ist ohne Bedeutung für den Inhalt der Briefe. Wenn man von den ersten zwei Zitaten dieses Kapitels absieht, „haben Werthers Briefe fast nirgendwo Aufforderungs-Charakter, sondern dienen fast durchweg der Selbstdarstellung und Selbstverständigung“ (Müller-Salget 1994: 320 f.). Es gibt kein *reziprokes Interesse* in den Briefen, sondern nur von Wilhelms Seite (muss man behaupten, denn Werther lässt verstehen, dass er ab und zu Fragen stellt). Ein Brief zwischen zwei Freunden wäre ja üblicher Weise ein Austausch von Fragen und Kommentaren zu der Lebenssituation (oder etwas ähnliches) des anderen. Aber einen Dialog gibt es hier überhaupt nicht, was die Korrespondenz natürlich fordert, und Werther lädt Wilhelm auch nicht zur Kommunikation ein. Oder, wie Dagmar Giesberg es ausdrückt, „Werther kommuniziert lediglich mit sich selbst, seine Briefe beinhalten keine (ernst gemeinte) Aufforderung zur Stellungnahme, fordern keinen Austausch“ (Giersberg 2003: 97). Im Buch stellen seine Briefe also lange Monologe dar und sind klare „[Ausdrücke] seiner ständigen Beschäftigung mit sich selbst“ (*ibidem*: 82). Werthers immer wiederkehrender Bezug auf sich selbst und die Neigung dazu, das eigene Ich immer im Vordergrund zu stellen, zeigt uns aber natürlich *seine Auffassung vom Individuum als erste Priorität*.

Kehren wir zu der Art und Weise, in der Wilhelm angedredet wird, zurück, sehen wir aber, dass er eigentlich nicht nur mit Eigennamen und Personalpronomina angesprochen wird. Werther benutzt auch Kosenamen, die seine liebevollen Gefühle für Wilhelm zeigen: „[b]ester Freund“ (*Werther*: 5), „mein Schatz“ (*ibidem*: 17), „mein Geliebter“ (*ibidem*: 96). Von diesen Ausdrücken können wir den Schluss ziehen, dass Werther Wilhelm zugetan ist. Aber nehmen wir einen anderen Brief in Betracht, sehen wir eine heftige Schwenkung in der Anrede, als Werther sich in seiner neuen Lebenssituation bei der Gesandtschaft nicht wohl fühlt: „*Und daran seid ihr alle schuld*, die ihr mich in das Joch geschwätzt, und mir so viel von Aktivität vorgesungen habt“ (*ibidem*: 75, meine Hervorhebung). Hier zögert er nicht, alle Schuld seinem Freund (und seiner Mutter) zu geben, aber „dass Werther selbst auch Teil an der schlechten Zusammenarbeit haben könnte, fällt ihm überhaupt nicht ein“ (Auer 1999: 161). Diese Äußerungen bestätigen nicht nur Werthers leidenschaftlichen Charakter, sondern auch, dass er keine Distanz zum eigenen Ich und seinem Verhältnis zu anderen Menschen hat.

Als Werther einen seiner letzten Briefe, diesmal an Lotte, schreibt, kümmert er sich nicht darum, dass er ihr in seiner Anrede eine gewisse Schuld gibt. Er ist völlig auf sich selbst konzentriert und sieht nicht, was für eine Wirkung er mit seiner „heroischen Opferhandlung“ (Plumpe 1997: 220) auf Lotte haben kann: „Es ist nicht Verzweiflung, es ist Gewissheit, dass ich ausgetragen habe, und dass ich mich opfere für dich. Ja, Lotte! warum sollte ich es verschweigen: eins von uns dreien muss hinweg und das will ich sein!“ (*Werther*: 129).

4.2. Die Regiefunktion

Die Regiefunktion wird hin und wieder erfüllt, wenn Werther auf seine eigenen Briefe verweist. Mit metanarrativen Äußerungen hat der Verfasser eines Textes die Möglichkeit, die Gattung seines Werkes zu bestimmen. Wenn Werther Wilhelm anredet (siehe *Die kommunikative Funktion*), verstehen wir natürlich, dass es sich hier um Kommunikation zwischen zwei Personen handelt, oder besser ausgedrückt, Kommunikation von Werther an Wilhelm, eine einseitige Kommunikation. Sowohl die Datierung der verschiedenen Abschnitte als auch Werthers Aufforderungen an Wilhelm (siehe nachfolgend) helfen uns bei der Interpretation des Textes. Noch dazu verstehen wir auch, dass es ein Briefroman und

nicht ein Tagebuch ist, wenn Werther seine eigenen Texte als Briefe bestimmt und wenn er auf die Briefe von Wilhelm verweist:

Leb wohl! *Der Brief* wird dir recht sein, er ist ganz historisch. (*Werther*: 12, meine Hervorhebung)

Warum ich dir nicht *schreibe*? [...] Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrot zu Nacht essen und dir schreiben. (*ibidem*: 20 f., meine Hervorhebung).

Ich bin heute still, indem ich das *hinschreibe*; du siehst an meiner Hand, dass ich nicht so strudele und sudele wie sonst. Lies, mein Geliebter, und denke dabei, dass es auch die Geschichte deines Freundes ist. (*ibidem*: 96, meine Hervorhebung).

Hier sieht man deutlich den Zusammenhang zwischen der kommunikativen Funktion und der Regiefunktion. Man könnte *Werther* als ein Tagebuch interpretieren, hätten wir nicht von der kommunikativen Funktion verstanden, dass es einen, wie früher gesagt, rein formalen, Empfänger der Briefe gibt. Die oben erwähnten Aufforderungen und Wünsche (siehe *Die kommunikative Funktion*) helfen uns besonders bei der Gattungsbestimmung, denn selten würde man solche Sätze an ein Tagebuch richten. Rhetorische Fragen, Eigennamen und Personalpronomina, könnte man denken, wären in einem Tagebuch häufiger.

Mit den Verweisen auf die eigenen Briefe erreicht Werther zwei Dinge, erstens hat er die Möglichkeit die eigenen Texte als Briefe zu bezeichnen, zweitens informiert er dem Adressaten über die Organisation der eigenen Texte. Es scheint aber so, dass die metanarrativen Äußerungen Werthers nicht den Zweck, die Organisation des Textes ins Licht zu bringen, haben. Der Verweis auf seine eigene Erzählung ist für Werther nur ein Vorwand, um über sich selbst und seine eigene Geschichte zu erzählen:

Wo *ich* neulich mit *meiner Erzählung* geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, dass es zwei Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und dass, wenn ich dir hätte vorschwatzen können, statt zu schreiben, ich dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte. (*ibidem*: 30, meine Hervorhebung).

4.3. Die Beglaubigungsfunktion

Rein stilistisch ist *Werther* von Ausrufen, Imperativen, Gedankenstrichen, Ellipsen und Sprengungen in der Syntax charakterisiert: „Mich liebt! Und wie wert ich mir selbst werde, wie ich – dir darf ich’s wohl sagen, du hast Sinn für so etwas, was ich mich selbst anbete, seitdem sie mich liebt!“ (*ibidem*: 44). Den Effekt, den der Erzähler damit erreicht, ist natürlich die Gefühle und die Leidenschaft darzustellen. Der Gegensatz vom Gefühl, die

Vernunft, existiert hier nicht. Dies führt uns zur Folgerung, dass Werther kein rationales Verhältnis zur eigenen Geschichte hat, sondern ein emotionales. Er ist völlig auf sich selbst konzentriert und schafft es damit nicht, Distanz zum Geschehen zu erreichen. So emotional ist sein Verhältnis zur Geschichte, dass er es auch selbst bekennt, dass er Schwierigkeiten hat, seine Geschichte zu erzählen:

Einen Engel! – Pfu! das sagt jeder von der Seinigen, nicht wahr? *Und doch bin ich nicht imstande*, dir zu sagen, wie sie vollkommen ist (Werther: 20, meine Hervorhebung).

Er sieht sich auch dazu genötigt, seine oben erwähnten stilistischen Ausdrucksformen zu rechtfertigen:

Wenn ich nur ihre schwarzen Augen sehe, ist mir es schon wohl! Sieh, und was mir verdrießt, ist, dass Albert nicht so beglückt zu sein scheint, als er – hoffte – als ich – zu sein glaubte – wenn – *Ich mache nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken* – und mich dünkt deutlich genug. (*ibidem*: 100, meine Hervorhebung).

Werthers Unvermögen, seine Gefühle in Wörter zu übersetzen, beruht nicht nur auf dem ‚Mangel‘ adäquater Ausdrücke. Gerade seine Gefühle übermannen ihn und hindern ihn in seiner Produktion. Wenn er über die Kinder und wie sie, gegen Gottes Willen, in der Gesellschaft als Untertanen der Erwachsenen behandeln werden, wird es ihm zuviel und er schafft es nicht, mit seinem Brief weiterzugehen: „Aber sie glauben an [Gott] und hören ihn nicht, - das ist auch was Altes! – und bilden ihre Kinder nach sich und – Adieu, Wilhelm! Ich mag darüber nicht weiter radotieren.“ (*ibidem*: 34).

Werthers völlige Konzentration auf sein eigenes Verhältnis zur Geschichte zeigt uns noch einmal, dass er immer seine eigene Person priorisiert. Deshalb sieht er auch nicht die Konsequenzen seiner Handlungen für die anderen und reflektiert nicht darüber. Schon von Anfang an erfährt er, dass Lotte mit Albert verlobt ist. Als seine Leidenschaft zu Lotte im Verlauf des Romans stärker wird, kümmert er sich aber nicht darum, wie das Verhältnis zwischen den beiden von außen aufgefasst werden kann und welche Wirkung seine ständigen Besuche auf Albert haben.

4.4. Die ideologische Funktion

Bevor ich mit meiner Analyse weitergehe, muss die ideologische Funktion erläutert werden. Genette spricht von einem auktorialen Kommentar eines heterodiegetischen allwissenden

Erzählers (Genette 1998: 279). Aber er betont auch, dass ein homodiegetischer Erzähler die ideologische Funktion erfüllen kann (siehe *Die Funktionen des Erzählers*, vgl. auch Genette 1998: 185 f.). In *Werther* haben wir den Fall von einem homodiegetischen Erzähler, der über sich selbst und die eigene Geschichte *reflektiert*.

4.4.1. Das Individuum in der Gesellschaft

In *Werther* gibt es zweifellos eine kritische Haltung gegenüber der Gesellschaft, die in seinen Reflexionen über seine Lebenssituation vermittelt wird. Sowohl beruflich als auch sozial gesehen fühlt er sich von der Gesellschaft und deren Regeln eingeschränkt.

Seine Abneigung gegen die Unterordnung steht klar, als er im zweiten Buch Lotte und Wahlheim verlässt, um Anstellung bei einem Gesandten am Ort „****“ zu nehmen. Da wird bestätigt, was er schon früher Wilhelm zugegeben hatte:

Ich liebe die Subordination nicht sehr [...]. Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um anderer willen, ohne dass es *seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfnis* ist, sich um Geld oder Ehre oder sonst was arbeitet, ist immer ein Tor. (*Werther*: 46, meine Hervorhebung)

Seine aufrührerischen Gedanken verteidigt er mit seinem Bedürfnis nach Freiheit. Beim Gesandten fühlt er, als hätte er diese Freiheit verloren und beklagt sich darüber, sowohl bei Wilhelm: „[S]o will ich zehn Jahre noch mich auf der *Galeere* abarbeiten, auf der ich nun angeschmiedet bin.“ (*ibidem*: 75, meine Hervorhebung), als auch bei Lotte: „Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette“. (*ibidem*: 78). Werther verweigert es, sich den Regeln und einem Vorgesetzten unterzuordnen und sich in der Hierarchie einzuordnen. Er beklagt sich über die Rangsucht und die ungefällige Mentalität unter den Leuten im Kreis des Gesandten:

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garstigen Volke, das sich hier nebeneinander sieht! die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen. (*ibidem*: 75)

Und für dieselben Menschen, die danach streben, immer höher in der Hierarchie zu gelangen gibt er seiner Verachtung Ausdruck:

Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Zeremoniell ruht, deren Dichten und Trachten jahrelang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen! (*ibidem*: 77)

Die Hierarchie, die Werther im beruflichen Leben bemerkt, ist auch in der Klassengesellschaft, in der er lebt und die er verachtet, zu finden. In seinen Betrachtungen äußert er Kritik an den höheren Ständen.

Werther selbst ist bürgerlich und trifft sich sowohl mit den unteren Ständen, das heißt, der Dienerschaft, als auch mit den höheren Ständen, das heißt, dem Adel. Er ist bedrückt, als er mit der „geringen Leute des Ortes“ (*Werther*: 9) spricht und dadurch einsieht, dass sie nicht daran gewöhnt sind, mit Respekt von den höheren Ständen angesprochen zu werden:

Eine traurige Bemerkung habe ich gemacht. Wie ich im Anfange mich zu ihnen gesellte, [...] glaubten einige, ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich schon oft bemerkt habe, auf das lebhafteste: Leute von einigem Stande werden sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten sie durch Annäherung zu verlieren. (*ibidem*: 9)

Die Menschen der unteren Stände, wie auch die Kinder (vgl. *Kinder*), sind für Werther heilig, denn sie repräsentieren die unverdorbenen Menschen der Gesellschaft. Für Werther stehen sie in scharfem Kontrast zu den Menschen der höheren Stände und in demselben Maße, in dem er die höheren Stände verachtet, so bewundert er die unteren Stände.

Später wird Werther mit ihnen eine ähnliche Erfahrung teilen, bei einem festlichen Essen seines Freundes, des Grafen von C..., machen. Er wird als Außenseiter von der anwesenden adligen Gesellschaft betrachtet und er wird darum gebeten, das Haus des Grafen zu verlassen. Er glaubte unter Freunden zu sein, erfährt aber früh, dass man ihn für übermütig gehalten hat, denn er hat sich „über alle Verhältnisse“ (*ibidem*: 84), das heißt, die sozialen Regeln, hinausgesetzt. Als er darüber reflektiert, sieht er ein, dass sein Benehmen als Übermut aufgefasst wird und er fühlt sich als Opfer für Unverständnis. Seine gutgläubige Anwesenheit bei der Tafel wird als böswilliger Eingriff in eine geschlossene Gesellschaft gesehen. Die Demütigung wird immer stärker, denn er muss noch einmal davon hören, als seine Freundin, Fräulein B..., sich entschuldigt:

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein Schwert durchs Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das alles zu verschweigen, und nun fügte sie noch dazu, was weiter würde geträtscht werden, was eine Art Menschen darüber triumphieren würde. Wie man sich nunmehr über die Strafe meines Übermuts und meiner Geringschätzung anderer, die sie mir schon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. (*ibidem*: 85)

Werther steht also in der Mitte der zwei Antipoden, aber möchte in den beiden Kreisen verkehren, ohne die Regeln der Gesellschaft berücksichtigen zu müssen. Seine Verachtung gegenüber den Menschen, die sich den Regeln unterordnen, ist so stark, dass er den Tod als einzige Lösung seines Leidens an dieser Gesellschaft sieht: „Ach ich habe hundertmal ein

Messer ergriffen, um diesem gedrängten Herzen Luft zu machen. [...] So ist mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.“ (*Werther*: 85).

Widersprüchlicher Weise sieht er aber auch ein, dass sein eigener Stand ihm viele Vorteile im Leben gegeben hat:

Was mich am meisten neckt, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als einer, wie nötig der Unterschied der Stände ist, wie viel Vorteile er mir selbst verschafft: nur soll er mir nicht eben gerade im Wege stehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte. (*ibidem*: 76)

Vom obigen Zitat lässt sich verstehen, dass Werther ein ambivalentes Verhältnis zur Klassengesellschaft hat. Er will sich keinen Normen der Ständegesellschaft unterwerfen, will aber die Vorteile seiner Standeszugehörigkeit genießen.

4.4.2. Distanz vs. Integration

Auf verschiedener Weise malt Werther sich als einen Außenseiter in der Gesellschaft. Tatsächlich wünscht oder erstrebt er keine Integration in die Gesellschaft. Stattdessen versucht er, sich von den anderen zu distanzieren. Eine solche Distanz sucht er durch das Hervorheben seiner Eigenschaften, seiner Überlegenheit, seiner Sensibilität und seiner Originalität als Mensch zu erreichen.

Die Eigenschaft, die Werther am meisten hervorheben will, ist seine Sensibilität (siehe auch Kap. *Werther als Künstler*). Während alle Menschen die Vernunft und den Verstand besitzen können, ist sein Herz für ihn allein originell, deswegen beklagt er sich darüber, dass der Fürst ** seine ‚rechten‘ Eigenschaften nicht schätzen weiß:

Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr als dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seeligkeit und alles Elends. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen – mein Herz habe ich allein. (*ibidem*: 89)

Sein Herz und seine Sensibilität sind also die Quelle seiner Originalität als Mensch. Deswegen ärgert er sich darüber, dass der Fürst sein Herz nicht schätzt, denn sein Herz ist es, das ihn von den anderen unterscheidet.

Er versucht, sich von den anderen zu distanzieren, mit dem Hervorheben seiner leidenschaftlichen Persönlichkeit:

Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas Unmöglich-scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien musste. (Werther: 54 f., meine Hervorhebung)

Das obige Zitat ist vielleicht das beste Beispiel für Werthers Wunsch, Distanz zu den anderen zu erreichen. Er ist kein vernünftiger Mensch, und will es auch nicht sein. Denn in seiner Welt begehen vernünftige Menschen keine Großtaten. Werther meint, dass seine Leidenschaften ihn zu einem „außerordentlichen Menschen“ machen.

Aus Werthers Sicht liegen sein Herz und leidenschaftlicher Charakter auch seiner Genialität zugrunde. Mit einem Gleichnis versucht er Wilhelm zu erklären, wie die Gesellschaft ihn hindert, seiner Genialität Ausdruck zu geben:

Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bei ihr zu [...] um ihr jeden Augenblick auszudrücken, dass er sich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philister [...], der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: Feiner junger Herr! [...] Teilet Eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet Eurem Mädchen. [...] Folgt der Mensch, so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten raten, ihn in ein Kollegium zu setzen; *nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht [...]*? Liebe Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers [...], die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen. (*ibidem*: 15 f., meine Hervorhebung)

Hätte Werther also die vollständige Freiheit, die er verlangt, würde seine Genialität deutlich sein.

Aber auch wenn Werther Herz und Gefühl für wichtiger als Verstand und Bildung hält, so will er jedoch seine Überlegenheit, was letzteres betrifft, betonen. Vom Fürsten ** berichtet er: „*Wir haben im Grunde nichts gemein miteinander. Er ist ein Mann vom Verstande, aber von ganz gemeinem Verstande*; sein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeschriebenes Buch lese“ (*ibidem*: 90, meine Hervorhebung). Einerseits will Werther, wie oben erläutert wurde, nicht für seinen Verstand geschätzt werden, andererseits erträgt er es nicht, auf demselben intellektuellen Niveau des Fürsten gestellt zu werden. Dies ist ein Zeichen seines starken Bedürfnisses, sich um jeden Preis von den anderen zu unterscheiden und seine eigene Überlegenheit hervorzuheben. Prinzipiell schätzt er eher das Gefühl als die Vernunft und eher die Kunst als die Wissenschaft, und hätte er nicht das Bedürfnis, immer sich selbst zu behaupten, würde er es nicht für notwendig halten, den *gemeinen Verstand* des Fürsten zu kommentieren.

Er sieht sich als Opfer des Unverständnisses und des Missverständnisses (siehe auch *Das Individuum in der Gesellschaft*). Nur wenn er sich beherrscht und seine Persönlichkeit einschränkt, dann kann er die Freuden der „gewöhnlichen“ Menschen teilen:

Aber eine recht gute Art Volks! *Wenn ich mich manchmal vergesse*, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menschen noch gewährt sind, an einem artig besetzten Tisch mit aller Offen- und Treuherzigkeit sich herumzuspaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das tut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muss mir nicht einfallen, dass noch *so viele andere Kräfte in mir ruhen*, die alle ungenutzt vermodern und *die ich sorgfältig verbergen muss*. *Ach, das engt das ganze Herz so ein*. – Und doch! missverstanden zu werden, ist das Schicksal von unsreinem. (*Werther*: 10 f., meine Hervorhebung)

Seiner Distanzierung von der Gesellschaft liegt Werthers Stolz zugrunde. Denn, eher als für sich selbst bekennen zu müssen, dass er gescheitert ist, zieht er vor, sich freiwillig von den anderen zu distanzieren. Und er zieht vor, die Eigenschaften, die ihn unterscheiden, als durchgehend positiv zu sehen.

In Werthers Briefen zeigt sich jedoch, wie früher erwähnt, ein ambivalentes Verhältnis zur Gesellschaft. Seiner Abscheu vor der Gesellschaft zum Trotz nährt er einen Wunsch, sich in dieselbe zu integrieren. Diesen Wunsch drückt er in seinem Neid auf Albert aus, der, im Unterschied zu Werther, in der Gemeinschaft wohl integriert ist:

Ich schwöre dir, manchmal wünschte ich ein Tagelöhner zu sein, um nur des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Akten begraben sehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an seiner Stelle wäre! (*ibidem*: 63)

Daraus kann man schlussfolgern, dass Werther einen heimlichen Wunsch nach Integration in die Gesellschaft und nach einer Person, die ihn versteht, nährt. Deswegen wird seine Liebe zu Lotte auch so intensiv, denn in ihr hat er endlich diese gleichgesinnte Person gefunden. Aber, „weder in der Liebe noch im sogenannten „tätigen Leben“, in der Gesellschaft also, findet Werther das ersehnte und ihm so notwendige Du“ (Müller-Salget 1994: 321 f.), denn Lotte ist verlobt und im beruflichen Leben versteht keiner seinen sensiblen Charakter.

4.4.2.1. Werther als Künstler

Eine Eigenschaft, in der Werther sich von den anderen unterscheiden will, ist sein Künstlertum. Aber, wie Giersberg bemerkt, Werthers „Selbstverständnis [als Künstler]

gründet dabei weniger auf [seiner] künstlerischen Produktion [...] als vielmehr auf der Wahrnehmung des eigenen Ichs als Künstlerpersönlichkeit“ (Giersberg 2003: 52). Für Werther ist also die einfache ‚Produktion‘ von Werken von geringer Bedeutung, während der künstlerische Blick, mit dem er die Welt anschaut, das Zentrale in seiner Auffassung vom Künstlertum ist. Auch in dem Moment, wo Werther also *nicht* zeichnen kann, sieht er sich jedoch als Künstler:

Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, dass meine Kunst darunter leidet. *Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen als in diesem Augenblick.* (Werther: 7, meine Hervorhebung)

Seine künstlerische Produktivität wird in der Tat zumeist in negativem Licht erwähnt, wenn er damit scheitert oder sich ungenügend fühlt:

Da dir so sehr daran gelegen ist, dass ich mein Zeichnen nicht vernachlässige, möchte ich lieber die Sache übergehen, als dir sagen, *dass zeither wenig getan wird.* Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur [...] voller und inniger, und doch - *Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach,* alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, dass ich keinen Umriss packen kann [...]. *Lottens Porträt habe ich dreimal angefangen, und habe mich dreimal prostituiert;* das mich umso mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriss gemacht und damit soll mir g'nügen. (*ibidem*: 47, meine Hervorhebung)

In den zwei obigen Zitaten fällt zweierlei auf. Erstens, wenn Werther glücklich ist („Ich bin so glücklich“, „Noch nie war ich glücklicher“) scheitert er in seiner Produktivität. Als produktiver Künstler muss er leiden, sonst leidet seine Kunst. Zweitens, „auch ein Künstler ohne Werk ist Künstler“ (Giersberg 2003: 55), das heißt, wie oben schon erwähnt, das Künstlertum ist mehr als Lebensanschauung zu betrachten denn als künstlerische Tätigkeit und Produktion.

Nicht nur das Leiden sondern auch das Fühlen im Allgemeinen ist das, was für Werther einen wahren Künstler kennzeichnet. Als er in einen Garten in der Nähe von Wahlheim eintritt, fühlt er unmittelbar, dass der Garten von einem wahren Künstler angelegt worden ist: „Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, *dass nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet,* das seiner selbst hier genießen wollte“ (Werther: 6, meine Hervorhebung). Werther wiederholt noch einmal die Bedeutung des Gefühls für die Kunst, im Unterschied zum wissenschaftlichen Verfahren, als er, als Gast des Fürsten **, einige Zeit auf dessen Gut passiert: „*Der Fürst fühlt in der Kunst* und würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das garstige *wissenschaftliche Wesen* und durch die gewöhnliche Terminologie eingeschränkt wäre“

(*Werther*: 90, meine Hervorhebung). Auch in seiner Auffassung der Kunst, wie in der Gesellschaft im Allgemeinen, wendet er sich also gegen die Normen und Regeln. Die Wissenschaft und deren Regeln stehen dem Fühlen in dem Weg. Er fühlt sich aber nicht nur durch die wissenschaftlichen Regeln sondern auch durch die künstlerischen Regeln eingeschränkt und nur in der Natur findet er Inspiration. Als es ihm gelingt, zwei kleine Brüder abzuzeichnen „ohne das Mindeste von dem [Seinen] hinzuzutun“ (*ibidem*: 15), wird er immer mehr überzeugt, von den Regeln der Kunst abzusehen:

Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich und sie allein bildet den großen Künstler.
Man kann zum Vorteile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie einer, der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln lässt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bösewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! (*ibidem*: 15, meine Hervorhebung)

Mit den von Werther erwähnten ‚Regeln‘ ist die normative Regelästhetik (oder Maß-Ästhetik) des Klassizismus (Sørensen 2003: 163 f, 213 f.) gemeint, deren Gegensatz die Genieästhetik (oder Organismus-Ästhetik) ist. Der Genieästhetik nach ist das Kunstwerk der unmittelbare Ausdruck des Künstlers und drückt seine Originalität und Genialität aus. Das Genie soll sich um keine Regeln kümmern. Dies ist die Ästhetik, die für Werther erstrebenswert ist. Er will sich unmittelbar in seiner Kunst ausdrücken und das kann er mit keinen Regeln erreichen, sondern nur mit seinem fühlenden Herzen (vgl. obiges Zitat).

Diese Sensibilität der Seele, das heißt, das Leiden und das Fühlen, ist eine Voraussetzung für die Kunst und sie soll in der Kunst widergespiegelt werden. Das ist der Wunsch Werthers, den er ausdrückt, als er über seine mangelnde Produktivität redet: „[A]ch könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, *dass es würde der Spiegel deiner Seele*, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes!“ (*Werther*: 7 f., meine Hervorhebung). Werther strebt also immer danach, sich selbst in seinen Werken ausdrücken zu können, ohne sich den Konventionen unterzuordnen. Hier sehen wir also aufs Neue sein Freiheitsbedürfnis. Wie er seine individuelle Freiheit fordert, so fordert er auch seine künstlerische Freiheit. Bei der Gesandtschaft erträgt er daher keine Kritik an seiner eigenen Arbeit und fertigt den Gesandten als einen Pedanten ab:

Er ist der pünktlichste Narr, den es nur geben kann; [...] ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es steht, so steht es: da ist er imstande, mir einen Aufsatz

zurückzugeben und zu sagen: Er ist gut, aber sehen Sie ihn durch, man findet immer ein besseres Wort, eine reinere Partikel. (*Werther*: 74).

Als Genie und Schöpfer drückt Werther seine Persönlichkeit unmittelbar in seiner Arbeit aus. Die Kritik an seiner Arbeit ist folglich nicht nur Kritik an seiner ästhetische Auffassung sondern auch Kritik an ihm selbst.

4.4.3. Natur

Eine bedeutende Rolle in Werthers Leben spielt zweifellos die Natur. Die Art und Weise, mit der die Natur in Verbindung mit Werthers Gemütszuständen in seinen Briefen geschildert wird, hat, nach Dagmar Giersberg in *Je comprends les Werther*, ihre Erklärung in seinen Charakterzügen: „Die extrem subjektivistische Wahrnehmungsweise [des] Protagonisten liegt in [dessen] narzisstischer Charakterstruktur begründet: Alles Betrachtete wird auf das betrachtende Individuum beziehbar“ (Giersberg 2003: 40). Das heißt, Werther schildert die Natur immer mit Bezug auf sich selbst. Die Natur und der Wechsel der Jahreszeiten bestimmen und spiegeln seine Auffassung von der Wirklichkeit wider, was in den zwei nachfolgenden Zitaten deutlich wird:

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen *Frühling*morgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. (*Werther*: 7, meine Hervorhebung)

Ja, es ist so. Wie die Natur sich zum *Herbste* neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. (*ibidem*: 93, meine Hervorhebung)

Diese Naturschilderung mit dem extrem subjektiven Blick Werthers zeigt auf, eben, seine narzisstischen Charakterzüge aber auch auf einen Menschen, der der Meinung ist, mit der Natur sehr eng verbunden zu sein.

In seiner Idealvorstellung von der Natur träumt er von einem symbiotischen Verhältnis zu ihr, er will eins mit der Natur sein:

Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüten, *und man möchte zum Maienkäfer werden*, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumschweben und alle seine Nahrung darin finden zu können. (*ibidem*: 6, meine Hervorhebung)

- Dort das Wäldchen! – *Ach könntest du dich in seine Schatten mischen!* – Dort die Spitze des Berges! – *Ach könntest du von da die weite Gegend überschauen!* – Die ineinander geketteten Hügel und vertraulichen Täler! – *O könnte ich mich in ihnen verlieren!* (*ibidem*: 32, meine Hervorhebung)

So stark ist sein Verhältnis zur Natur, dass er, wenn er wegen seiner unerfüllten Liebe zu Lotte unglücklich ist, ihr auch nicht entkommen kann:

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. (*Werther*: 60)

Werthers enge Beziehung zur Natur und seine Feindseligkeit gegenüber der Zivilisation zielen zusammen auf die alte Dichotomie Natur/Kultur. Werther macht hier eine klare Trennung zwischen den beiden Gegenpolen der Dichotomie. Er äußert durch seinen Wunsch an der Gesellschaft implizite Kritik, ein Teil der Natur zu werden und darin seinen Zufluchtsort zu finden, um der Zivilisation zu entfliehen. Er fühlt einen starken Drang nach Freiheit, „die innerhalb der Gesellschaft und ihrer Zwänge nicht zu erlangen ist“ (Giersberg 2003: 64). Die Natur wird hier als positiver Gegensatz der Zivilisation gedeutet. Expliziter Weise sieht man auch Kritik der Gesellschaft, deren Regeln und deren Bürger, die die Natur verderben:

Man möchte rasend werden, Wilhelm, dass es Menschen geben soll ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was auf Erden noch einen Wert hat. Du kennst die Nussbäume, [...] die herrlichen Nussbäume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! [...] Ich sage dir, dem Schulmeister standen die Tränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, dass sie abgehauen worden – Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran tat. (*Werther*: 98)

4.4.3.1. Kinder

Im freien und vorurteilslosen Charakter der „einfachen Menschen“, der unteren Stände und der Kinder, sieht Werther eine enge Beziehung zur Natur. Die Kinder ins Besondere spielen eine wichtige Rolle in den Briefen. Werther verwundert sich über ihre ungekünstelte, vertrauliche, offene und unbefangene Manier wenn er mit Lottes Geschwistern oder den anderen Kindern des Orts spielt. „In den Kindern sieht er voller Bewunderung und Liebe die reine, unverfälschte Natur“ (Hein 1997: 59). Als er eines Tages unter den Linden eines Wirtshauses sitzt, um seinen Kaffee zu trinken, sieht er zwei kleine Brüder, die zusammen spielen. Immer mit der Hoffnung, die Kinder wiederzusehen, kehrt er die folgenden Tage in das Wirtshaus zurück:

Ich sage dir, mein Schatz, wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfes, das in *glücklicher Gelassenheit* den engen Kreis seines Daseins hingehet, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabei denkt, als dass der Winter kommt. [...] Sie sind *vertraut*, erzählen mir allerhand, und besonders ergetze ich mich an ihren Leidenschaften und *simpeln* Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln. (*Werther*: 17, meine Hervorhebung)

Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rief so *ungekünstelt* sein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt, entweder wegsprang, oder nach seinem stillen Charaktergelassenen davonging... (*ibidem*: 22, meine Hervorhebung)

Die Kinder, meint er, sind die einzelnen freien Individuen auf der Welt. Sie sind noch nicht von der Zivilisation verdorben worden und sind dafür von Sorgen und staatlichen Zwängen frei. Anstatt sie als Untertanen zu behandeln, sollen die Erwachsenen sie nachahmen und von ihrem Verhalten lernen. Hier treten Werthers Freiheitsbegriff des Individuums und seine Feindlichkeit gegen die Zivilisation deutlich auf. Die Gesellschaft erzieht die Menschen zu Willenlosen anstatt die Selbstverwirklichung des Individuums zu fördern:

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor, und *Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt* hinzuschlüpfen, erblicke, alles so *unverdorben*, so ganz! – immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie, die unseresgleichen sind, *die wir als unsere Muster ansehen sollten*, behandeln wir als Untertanen. *Sie sollen keinen Willen haben!* (*ibidem*: 34, meine Hervorhebung)

5. Der Herausgeber

Oben haben wir erfahren, wie Werthers Meinung von der Wichtigkeit des einzelnen Individuums und der Einschränkung dieses Individuums in der Gesellschaft in den extranarrativen Funktionen deutlich wird. Jetzt müssen wir sehen, wie es mit dem Herausgeber aussieht, ob wir auch hier eine solche Attitüde finden können oder nicht. Das werde ich in diesem Abschnitt untersuchen. Wir haben gesehen, wie der Herausgeber im Vorwort sich als eine Art Redakteur präsentiert und ich habe schon erwähnt, dass er im zweiten Buch (diesmal als Erzähler) wiederkommt. Wie bei Werther, wie auch beim Herausgeber ist die narrative

Funktion schon ausgefüllt, vom Moment, in dem er fängt an, Werthers Geschichte zu erzählen. Fangen wir also mit der kommunikativen Funktion an.

5.1. Die kommunikative Funktion des Herausgebers

Wie schon gesagt, kommt es zu einem Bruch in der Erzählperson im zweiten Buch, aber schon früher, im ersten Buch, unterbricht der Herausgeber Werthers Erzählung mit Fußnoten. Es handelt sich dabei um kleine, an den Leser gerichtete, Kommentare zum Inhalt: „Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen, man hat sich genötigt gesehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.“ (*Werther*: 14). Was der Herausgeber damit erreichen will, ist *die Authentizität der Geschichte zu bestätigen*.

Im Grunde geht es darum, ein offenes Durchschimmern von literarischer Fiktionalität im Text zu verhindern und sie vor dem Leser zu verschleiern. Wenn die »Geschichte« tatsächlich »wahr« sein soll, so [muss] auch der Ort existent sein, an dem sie gespielt hat. (Flaschka 1987: 187).

Das heißt, die Ereignisse haben tatsächlich an gewissen Orten stattgefunden und deswegen fühlt der Herausgeber sich dazu gezwungen, die Namen der Orte, und auch gewisser Personen (vgl. Brief vom 16. Juni), zu verändern, denn sonst könnte man den wahren Ort identifizieren.

Durch seine Fußnotenkommentare schafft der Herausgeber nicht nur Authentizität sondern auch Distanz zwischen dem Publikum und der Geschichte. Die Fußnoten unterbrechen den Fluss des Lesens und erinnern den Leser daran, dass er sich auf einer anderen Ebene, als der der fiktiven Geschichte, befindet.

In seiner kommunikativen Funktion lädt der Herausgeber die Leser auch dazu ein, sich mit ihm zu identifizieren. Impliziter Weise fordert er die Leser dazu auf, sich zu ihm zu gesellen und mit ihm sowohl die Freundschaft als auch den Mitleid mit Werther zu teilen, wenn er von „den letzten merkwürdigen Tagen *unsers Freundes*“ (*Werther*: 114, meine Hervorhebung) spricht.

Während der Herausgeber also die Leser auffordert, Mitleid mit Werther zu empfinden, will er auch Distanz zwischen den Lesern und der Geschichte schaffen. Eine solche Distanz soll die Identifikation der Leser mit Werther verhindern und ein nüchternes Verhältnis zum Helden fördern.

5.2. Die Regiefunktion des Herausgebers

Obwohl es im zweiten Buch keine direkte Anrede an die Leser gibt, so kommuniziert der Herausgeber jedoch mit ihnen, als er von den Gründen seiner Unterbrechung spricht:

Wie sehr wünscht' ich, dass uns von den letzten merkwürdigen Tagen unsers Freundes so viel eigenhändige Zeugnisse übrig geblieben wären, dass ich nicht nötig hätte, die Folge seiner hinterlassenen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen. (*Werther*: 114).

Mit seinen Worten versucht der Herausgeber also *sein Eingreifen zu rechtfertigen*, weil „die Zeugnisse Werthers allein unzureichend [sind], um den Weg Werthers zum Tod zu erklären“ (Giersberg 2003: 84). Hier sehen wir noch einmal das enge Verhältnis zwischen kommunikativer Funktion und Regiefunktion. In dem der Herausgeber seinen Eingriff rechtfertigt, will er seine Glaubwürdigkeit als Erzähler stärken (vgl. *Die Beglaubigungsfunktion des Herausgebers*) und seine Unterbrechung als notwendig darstellen.

Weiter verspricht der Herausgeber implizit den Lesern, Werthers Geschichte „gewissenhaft zu erzählen“ und „das kleinste aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten“ (*Werther*: 114). Hier will er den Lesern den Eindruck von Ordnung Sorgfalt geben, was natürlich auch für seine Zuverlässigkeit spricht.

5.3. Die Beglaubigungsfunktion des Herausgebers

Bezüglich der Beglaubigungsfunktion gibt es einen grundlegenden Unterschied zwischen Werther und dem Herausgeber, Werther hat nämlich die Ereignisse der Geschichte selber erlebt, während der Herausgeber sich auf aufgefundene Briefe und die Zeugnisse anderer Menschen verlassen muss:

Ich habe mir angelegen sein lassen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu sammeln, die von [Werthers] Geschichte wohl unterrichtet sein konnten; sie ist einfach und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten miteinander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Personen sind die Meinungen verschieden und die Urteile geteilt. (*ibidem*: 114)

Mit diesem Hinweis auf seine Quellen, die natürlich auch aus Werthers hinterlassenen Briefen bestehen, enthüllt der Herausgeber unmittelbar, dass er eigentlich kein persönliches Verhältnis zur Geschichte hat. Dessen bewusst, dass dies seine Glaubwürdigkeit als Erzähler

schaden kann, betont er, dass er nur mit denen, die „wohl unterrichtet sein konnten“, gesprochen hat. Noch dazu versichert er seinen Lesern, dass er kaum die Geschichte falsch beurteilen haben können („sie ist einfach“). Wegen seines Verhältnisses zur Geschichte gelingt es ihm Distanz zur Geschichte zu erreichen, um sie erzählen zu können, was für Werther manchmal unmöglich war (siehe Kap. *Die Beglaubigungsfunktion*). Und hier steht der Herausgeber in scharfem Kontrast zu Werther. Hatten wir in Werthers Briefen Ausdrücke von Leidenschaft und Gefühlen, so ist der Stil im Herausgeberbericht zurückhaltender. Nicht aber gefühllos, denn er empfindet Sympathie mit dem Helden unserer Geschichte (vgl. *Die kommunikative Funktion des Herausgebers*).

Wir haben also konstatieren können, dass der Herausgeber ein distanzierteres Verhältnis zur Geschichte hat. Ebenso haben wir gesagt, dass dieses Verhältnis nicht von Kälte charakterisiert ist. Man kann doch eine gewisse Veränderung im Verhalten des Herausgebers ahnen. Bei Werther scheint es eine mehr oder wenig konstante Intensität von Gefühlsausdrücken zu geben, was beim Herausgeber anders aussieht. Seine Erzählhaltung wechselt „von behutsam gefühlshafter Nähe [...] zur kalten, protokollhaft konstatierenden Distanz des reinen Beobachters“ (Hein 1997: 38f.). Folgende Textbeispiele zeigen deutlich den Wechsel:

Ein Strom von Tränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepressten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Gesang. Er warf das Papier hin, fasste ihre Hand und weinte die bittersten Tränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen ins Schnupftuch. Die Bewegung beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen und ihre Tränen vereinigten sie. (*Werther*: 141)

Um zwölfte mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmannes und seine Anstalten tuschten einen Auflauf. Nachts gegen elfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet. (*ibidem*: 154)

Mit dem nüchternen Berichtstil des letzten Zitats will der Herausgeber einen gewissen Abstand von Werthers Selbstmord nehmen. Die, nach Werther, romantische und heroische Handlung (siehe *Die kommunikative Funktion*) will der Herausgeber mit der Beschreibung des traurigen Endes Werthers („Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.“) entromantisieren.

Oben haben wir also einen deutlichen Unterschied zwischen den beiden Erzählern gesehen. Dass der Herausgeber mehr Distanz als Werther zur Geschichte hat, zeigt sich nicht nur durch seine Erzählweise, sondern auch dadurch, dass er über andere Verhältnisse, als die Werthers, erzählt. Während Werther völlig auf sich selbst konzentriert ist, so hat der

Herausgeber die Rolle vom Zeugen, der alles beobachtet. So erfahren wir zum Beispiel erst vom Herausgeber über Lottes Gefühle. Daraus verstehen wir auch, dass es sich hier um einen allwissenden Erzähler handelt. Während Werther mit interner Fokalisierung erzählte, erzählt der allwissende Herausgeber mit Nullfokalisierung (vgl. Genette 1998: 134 f.). Er weiß sowohl die Gefühle, Gedanken und Selbstgespräche Werthers zu wiedergeben:

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf diesen Gegenstand. *Ja, ja, sagte er zu sich selbst*, mit heimlichem Zähnkirschen: das ist der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem teilnehmende Umgang, die ruhige dauernde Treue! Sättigkeit ist's und Gleichgültigkeit! [...] Weiß [Albert] sein Glück zu schätzen? [...] Ich weiß es wohl, ich fühl es, er sieht mich ungerne, er wünscht meine Entfernung, meine Gegenwart ist ihm beschwerlich. (*Werther*: 116, meine Hervorhebung)

als auch die inneren Gefühle und Gedanken Lottes:

Sie saß nun allein, keins von ihren Geschwistern war um sie, *sie überließ sich ihren Gedanken*, die stille über ihren Verhältnissen herumschweiften. [...] Über allen diesen Betrachtungen fühlte sie erst tief, ohne sich es deutlich zu machen, dass ihr herzliches heimliches Verlangen sei, ihn für sich zu behalten, und sagte sich daneben, dass sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; *ihr reines, schönes, sonst so leichtes und leicht sich helfendes Gemüt empfand den Druck einer Schwermut*, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist. Ihr Herz war gepresst und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge. (*ibidem*: 132, meine Hervorhebung)

Die Beglaubigungsfunktion des Herausgebers dient also teilweise zur Bestätigung seiner Glaubwürdigkeit als Erzähler. Weiter unterscheidet sich sehr deutlich seine nüchterne Erzählweise von der Werthers, was ihm hilft, wenn er über die anderen berichtet und wenn er Werthers letzte Handlung entromantisiert.

5.4. Die ideologische Funktion des Herausgebers

Man könnte sich fragen, warum der Herausgeber eigentlich in die Erzählung eingreift. Seine eigene Antwort haben wir schon gefunden: weil die „eigenhändigen Zeugnisse“ ungenügend sind (siehe *Die Regiefunktion des Herausgebers*). Aber Jürgen Nelles präsentiert eine andere Möglichkeit:

Die Eingriffe des Herausgebers sind offenbar nicht nur – bleibt man zunächst auf der Fiktionsebene – durch die Notwendigkeit motiviert, die »Geschichte des armen Werthers« mangels fehlender Dokumente oder mündlicher Nachrichten selbst zu Ende zu schreiben, sondern ebenfalls durch die Tendenz, dem auf sich selbst bezogenen Blick des sich fortschreitend isolierenden Werther eine andere, »zweite Perspektive« gegenüberzustellen. (Nelles 1996: 31 f.).

Jetzt müssen wir also diese, von Nelles angedeutete, zweite Perspektive näher ansehen. Im Unterschied zu Werthers monoperspektivistischer Haltung will der Herausgeber Lottes und Alberts Rollen in der Geschichte verdeutlichen und deswegen erfahren wir nur am Ende des Romans von Lottes (siehe *Die Beglaubigungsfunktion des Herausgebers*) und Alberts Gedanken.

Von Albert will der Herausgeber ein nuanciertes Bild, als das Werthers, geben. Wenn Albert in Werthers Augen als wenig leidenschaftlich schien, so betont der Herausgeber seine tiefe Liebe zu Lotte: „Er liebte Lotten über alles“ (*Werther*: 115). Er wird als ein gerechter Mann dargestellt, als er mit Lotte über ihr und Werthers Verhältnis spricht, „Albert fing von ihm an zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ“ (*ibidem*: 120), und wenn er das geringste Gefühl von Eifersucht gegen Werther und sein Verhältnis mit Lotte fühlt, verteidigt ihn der Herausgeber mit der rethorischen Frage „War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachtes abzuwenden wünschte, wenn er in dem Augenblicke mit niemand diesen köstlichen Besitz auch auf die unschuldigste Weise zu teilen Lust hatte?“ (*ibidem*: 115).

Dass der Herausgeber eine „zweite Perspektive“ vermitteln will, ist eine Indikation davon, dass er Werthers Egozentrik bemerkt hat. Und mit der Tatsache, dass er sich darum bemüht, in die Erzählung einzugreifen, zeigt er, dass er Werthers Vermögen zur Objektivität in Frage stellt.

Aber, wie von Nelles auch betont wird, präsentiert der Herausgeber den Lesern auch keine objektive Darstellung:

Diese »Erzählung« stellt jedoch keine objektive Rekapitulation der überlieferten Geschehnisse dar, sondern deren durch einen anderen – und ebenfalls – subjektiven Blickwinkel sich vollziehende Rekonstruktion, die man als Interpretation bezeichnen kann. (Nelles 1996: 35 f.)

Mit seinem Bericht strebt der Herausgeber danach, „das Ende des Protagonisten auf dessen Charakterkonstitution zurückzuführen“ (Giersberg 2003: 83), in dem er „die eigensten wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken“ (*Werther*: 114) versucht. Gleichzeitig bekennt er aber auch, dass das Motiv eines Selbstmordes unter Menschen, „die nicht gemeiner Art sind“ (*ibidem*, meine Hervorhebung) schwer zu entdecken ist. Schon hier gibt der Herausgeber aber eine Erklärung zu Werthers Handlungen. Werther ist nicht wie die anderen, das heißt, ein normaler Mensch würde nie eine solche Tat begehen. Auch der Herausgeber bezeichnet also Werther als Außenseiter, aber nicht wegen seiner Überlegenheit, sondern weil er ein kranker Mensch ist:

Unmut und Unlust hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geschlagen, sich fester untereinander verschlungen und *sein ganzes Wesen nach und nach eingenommen*. Die Harmonie seines Geistes war völlig zerstört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte seiner Natur durcheinander arbeitete, brachte die *widrigsten Wirkungen* hervor und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher emporstrebte, als er mit allen Übeln bisher gekämpft hatte. Die Beängstigung seines Herzens zehrte die übrigen Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn auf, er ward ein trauriger Gesellschafter, immer unglücklicher, *und immer ungerechter*, je unglücklicher er ward. (*Werther*: 114 f., meine Hervorhebung)

Im vorigen Kapitel haben wir gesehen, dass der Herausgeber Mitleid mit Werther zeigt, wie man Mitleid mit einem Kranken zeigt. Aber, wenn er die Symptome von Werthers Geisteskrankheit beschreibt, erwähnt er auch die widrigen Wirkungen, die Werther zu einem ungerechten Menschen machen. Das steht natürlich im Kontrast zu Alberts Gerechtigkeit.

Müller Salget interpretiert den Herausgeber so, dass „alle negativen Äußerungen über Albert nun auf bloße [Missverständnisse] und [Missdeutungen] Werthers zurückgeführt werden“ (1994: 334) können. Das heißt, Werthers „heimlicher Unwille gegen den Gatten“ (*Werther*: 116) hat keinen Grund. Werther wird hier dafür in zwei verschiedenen Situationen als überempfindlich und paranoid (Auer 1999: 135) dargestellt (was natürlich auch zum Symptom seiner Krankheit zu rechnen ist). Erstens, als er vergebens den Amtmann darum bittet, den Unglücklichen zu retten: „Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns gesprochen, war Werthern höchst zuwider gewesen: er *glaubte* einige Empfindlichkeit gegen sich darin bemerkt zu haben“ (*Werther*: 119, meine Hervorhebung). Und zweitens, als er zu Hause bei Lotte bleibt, nachdem sie ihn darum gebeten hat, nicht eher als am Weihnachtsabend zurückzukommen: „Albert lud ihn zu bleiben, er aber, der nur ein unbedeutendes Kompliment zu hören *glaubte*, dankte kalt dagegen und ging weg“ (*ibidem*: 127, meine Hervorhebung). Mit dem Wort *glauben* lässt der Herausgeber verstehen, dass Werther Alberts gute Absichten missdeutet. Er ahnt eine Konspiration zwischen dem Amtmann und Albert gegen sich selbst und als Albert ihn zum Abendessen einlädt, antwortet er unhöflich („dankte kalt“) und geht weg.

Diese angedeutete Geisteskrankheit ist das deutlichste Zeichen vom Abstand des Herausgebers zu Werther und zusammenfasst ziemlich gut seine Interpretation von Werther als einem überempfindlichen und egozentrischen Menschen, dem man vielleicht nicht glauben soll aber dem man Mitleid und Sympathie zeigen soll.

6. Deutung

In dieser Studie haben wir gesehen wie man durch eine Analyse der extranarrativen Erzählfunktionen gewisse Wertvorstellungen bezüglich des Individuums und der Gesellschaft herausfinden kann. Die Ergebnisse des analytischen Teils meiner Arbeit werde ich im Folgenden zu deuten versuchen.

Gemeinsam für die ersten drei Funktionen, die kommunikative Funktion, die Regiefunktion und die Beglaubigungsfunktion, ist die immer wiederkehrende Neigung, das eigene Ich in den Vordergrund zu stellen. Obwohl es sich hier um keine weltanschaulichen, politischen oder moralischen Äußerungen handelt (im Unterschied zur ideologischen Funktion nach Genette), zeichnet sich eine gewisse Haltung zur Umwelt jedoch ab. In dieser Haltung ist die eigene Person für Werther das Wichtigste und er hebt verschiedener Weise seine eigene Person hervor. Das erreicht er einerseits als er vorzieht, nicht von anderen Menschen und deren Situationen zu erzählen und andererseits durch die Betonung der eigenen, und aus Werthers Sicht ausgezeichneten, Charakterzüge. Dazu gehören seine Künstlerpersönlichkeit, seine Leidenschaft, seine Genialität, alles was ihn von den anderen unterscheidet. In demselben Moment lässt er auch seine negativen Eigenschaften aus und gibt anderen Menschen die Schuld seiner Misserfolge. Alles dies sagt uns natürlich nichts über Werthers Haltung zur Gesellschaft. Aber es ist nicht schwer zu verstehen, dass es sich hier um einen narzisstischen und egozentrischen Protagonisten handelt und das unterstützt natürlich meine Argumentation bezüglich des Schwerpunkts dieser Arbeit, der ideologischen Funktion.

Explizite kritische Aspekte bezüglich der Ständegesellschaft finden wir also erst in der ideologischen Funktion. Zu allererst müssen wir zwei Dinge näher ansehen. Erstens, wie wir im Kapitel zur ideologischen Funktion gesehen haben, äußert Werther keine Kritik an der Organisation der Gesellschaft im Ganzen, sondern nur an der Einteilung der Gesellschaft in Ständen. In einer solchen Klassengesellschaft sind die höheren Stände das Objekt seiner Kritik. Zweitens, seine kritische Haltung hat keine politischen Gründe. Werther verlangt keinen Umsturz der Klassengesellschaft, er spricht niemals von den Rechten der unteren Stände oder von der Unterdrückung von den höheren Ständen. Ganz im Gegenteil sagt er, dass der Unterschied der Stände nötig ist. Das, was Werther eigentlich verlangt, ist seine eigene Freiheit, nicht die Freiheit aller Menschen. Seine persönliche Selbstverwirklichung, und nicht die der unteren Stände ist das Wichtigste. Und obwohl er die Leute der unteren Stände idealisiert und sich von ihrer Situation bedrückt fühlt, so ist ihm die Hierarchie in der

Gesellschaft eigentlich egal und nur wenn sie ihm im Weg steht, reflektiert er darüber. Nur als er Schwierigkeiten hat, sich den „geringen Leute“ zu nähern, reflektiert er über den Mangel von Respekt der höheren Stände. Und als er sich im Haus des Grafen über die Klassenunterschiede nicht hinwegsetzen kann, verlangt er „die ewige Freiheit“, aber es fällt ihm nie ein, über zum Beispiel die Situation seines eigenen Dienstjungen zu reflektieren. Dieser egozentrische Zug wird durch die drei ersten Funktionen bestätigt. Auch in seiner Verweigerung, sich den Regeln und einem Vorgesetzten unterzuordnen und sich in die Hierarchie der Gesandtschaft einzuführen, zeigt sich Werthers enges Weltbild von seiner eigenen Person im Mittelpunkt, denn sein Wunsch nach Freiheit des Individuums bezieht sich nur auf das Individuum Werther. Dieser Drang nach Freiheit zeigt sich auch in seiner These über die notwendige Freiheit des Künstlers und die Faszination für die Natur und der freien und unverdorbenen Kinder. Aber wie viel Werther auch versucht, sich von der Gesellschaft zu distanzieren, so nährt er trotzdem einen heimlichen Wunsch nach Integration und Zusammengehörigkeit mit den anderen. Daraus kann man schlussfolgern, dass er seine Situation als Außenseiter nicht selber gewählt hat. Eher als sich ausgeschlossen zu fühlen, zieht er vor, sich selbst von den anderen zu unterscheiden.

Dann bleibt der Herausgeber und seiner Funktion im Roman. Der bietet eine zweite Perspektive an. In Werthers Briefen erfahren wir über sein Herz und sein Schmerz, im Herausgeberbericht werden auch Lottes und Alberts Gefühle dargestellt. Mit Distanz zum Geschehen gibt der Herausgeber den Lesern die Möglichkeit, Werthers Worte in Frage zu stellen. Er äußert selber keine expliziten kritischen Kommentare über eventuelle Wertvorstellungen, aber er stellt Werther als eine geistesranke Person dar und stellt damit seine ganze Person (einschließlich seine Anschauungen) in Frage, was auch die Identifikation des Lesers mit Werther negativ beeinflusst. Darin liegt also die Funktion des Herausgebers.

Wie ich am Anfang dieser Arbeit vermutet habe, ist die zentrale Wertvorstellung die Freiheit des Individuums. Das ist auch in den Funktionen des Erzählers Werther deutlich geworden. In den Erzählfunktionen des Herausgebers sieht es anders aus. Er beschränkt sich nicht darauf, der von Werther einleitenden Haltung nur zu folgen, sondern stellt sich zur Objektivität der Briefe fragend. Während Werther immer sich selbst in den Mittelpunkt stellt und die Ständegesellschaft, in der er seine persönliche Freiheit nicht erreicht, kritisiert, wird er seinerseits vom Herausgeber kritisiert.

Der Freiheitsbegriff, im künstlerischen sowohl als individuellen Sinne, im *Werther* ist als ein typisches Kennzeichen des Sturm und Drang zu bezeichnen. Das führt zur Frage, ob Goethe Werther als eine Art Sprachrohr benutzt hat, um seine Botschaft zu vermitteln. Er

wäre ja nicht der einzige Schriftsteller, der diese Technik benutzt (vgl. Genette 1998: 185). Sehen wir aber die zweite und endgültige Fassung an, wird unserem Herausgeber hier eine bedeutendere Rolle zugeteilt und sein kritisches Verhalten zu Werther betont (vgl. Sørensen 2003: 233 f.). Es ist also nicht sinnvoll zu denken, dass Goethe Werther als Sprachrohr benutzt hat. Sørensen meint, dass den Roman missverständlich als eine Huldigung eines „schrakenlosen Subjektivismus und einer nicht zu bändigenden Liebesleidenschaft“ (2003: 233) interpretiert wurde und deswegen hätte Goethe die zweite Fassung veröffentlicht. In einer vergleichenden Arbeit wäre es interessant, die Unterschiede der beiden Fassungen zu untersuchen.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur (mit den benutzten Abkürzungen)

Goethe, Johann Wolfgang (1787, Aufl. 2007). *Die Leiden des jungen Werther*. Stuttgart: Reclam. (*Werther*)

Sekundärliteratur

- Auer, Elisabeth (1999). „Selbstmord begehen zu wollen ist wie ein Gedicht zu schreiben“. *Eine psychoanalytische Studie zu Goethes Briefroman „Die Leiden des jungen Werther“*. Stockholm: Almqvist & Wiksell International
- Flaschka, Horst (1987). *Goethes »Werther«. Werkkontextuelle Deskription und Analyse*. München: Wilhelm Fink Verlag
- Genette, Gérard (1972). *Discours du récit*. Paris: Editions due Seuil. (dt. Übers. *Die Erzählung*. München: Wilhelm Fink Verlag. 1998 (2. Aufl.))
- Giersberg, Dagmar (2003). »Je comprends les Werther«. *Goethes Briefroman im Werk Flauberts*. Würzburg: Königshausen & Neumann
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2002). *Vom Leben und Sterben der großen Romanisten. Carl Vossler, Ernst Robert Curtius, Leo Spitzer, Erich Auerbach, Werner Krauss*. München: Carl Hanser Verlag
- Hein, Edgar (1997, erste Aufl. 1991). *Johann Wolfgang Goethe, Die Leiden des jungen Werther: Interpretation*. München: Oldenbourg
- Martinez, Matias & Scheffel, Michael (1999). *Einführung in die Erzähltheorie*. München: C.H. Beck
- Müller-Salget, Klaus (1994, erste Aufl. 1981). „Zur Struktur von Goethes »Werther«“. In *Goethes »Werther«. Forschung und Kritik* (Hrsg. Herrmann, Hans Peter). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 317-337
- Nelles, Jürgen (1996). „Werthers Herausgeber oder die Rekonstruktion der »Geschichte des armen Werthers«“. In *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* (Red. Eckhardt, Ernst Dietrich et al.). Tübingen: Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG. 1-37
- Plumpe, Gerhard (1997). „Kein Mitleid mit Werther“. In *Systemtheorie und Hermeneutik* (Hrsg. de Berg, Henk & Prangel, Matthias). Tübingen: A. Francke Verlag. 215-231
- Sørensen, Bengt Algot (2003, erste Aufl. 1997). *Geschichte der deutschen Literatur1. Vom Mittelalter bis zur Romantik*. München: C.H. Beck